

Nora Hildegard

Schicksalsgewitter
Zwischen Donner und Blitz

NORA HILDEGARD ist das Pseudonym einer jungen Autorin, die 2004 in Bamberg, Bayern, geboren wurde, wo sie auch heute noch lebt. Schon seit sie denken kann begleitet sie das Lesen in seinen zahlreichen Facetten und lässt sie unzählige Bücher verschlingen. Besonders gerne verliert sie sich zwischen tiefgründigen Zeilen und übernatürlichen Settings, die einen sofort mitreißen und einfach nicht mehr loslassen wollen. Ihr großer Traum war es schon immer, eines Tages ihr eigenes Buch in den Händen zu halten und genau dieses Gefühl aufs Papier zu bringen, das sie selbst so begeistert.

Instagram: [norahildegardwrites](#)



Nora Hildegard

Schicksalsgewitter

Zwischen Donner
und Blitz

ROMAN
VAJONA

Für Mama –
die mir mein erstes Buch
gekauft hat.

Für Papa –
der beim Vorlesen immer
eingeschlafen ist.

Hinweis

Der Roman Schicksalsgewitter: Zwischen Donner und Blitz behandelt Themen wie Selbstmord, Trauer und Gewalt.



Kapitel 1

Memento mori.
Vergiss nicht, dass du sterben musst.

Ein kühler Windzug streifte meine Schultern und ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen. Ich war allein, hilflos und nackt. Von meinem Kleid waren nur noch Fetzen übrig, die ich mit zitternden Händen versuchte zusammenzuhalten, während ich durch die Finsternis des Waldes rannte. Nur das silbern glänzende Licht des Vollmonds, der hoch am Himmel stand, verhinderte, dass ich der Dunkelheit völlig ausgeliefert war.

Schmerzerfüllt stöhnte ich auf, als sich eine weitere Tannennadel in meine Fußsohle bohrte. Meine Schuhe hatte ich schon lange ausgezogen. Mit Absätzen würde ich mir auf diesem Boden nur die Knöchel brechen. Was es unmöglich machen würde zu rennen, und ich wusste, wenn ich stehen blieb, würde ich sterben.

Ein Rascheln in der Ferne ließ mich aufhorchen, gefolgt von einem Rufen. Die Stimme klang leise, weit weg, und doch jagte sie mir einen eiskalten Schauer den Rücken herunter. *Er* rief meinen Namen.

Ich beschleunigte mein Tempo. Wohin ich rannte, wusste ich nicht. Ich konnte nicht einmal wirklich erkennen, was vor mir lag, geschweige denn wohin ich trat. Bislang waren die Tannennadeln und herumliegenden Kiesel mein größtes Problem gewesen.

Meine Fußsohle musste bereits völlig aufgerissen sein. Nicht, dass mich das in diesen Moment störte. Meine Sinne waren wie betäubt. Ich spürte weder die eisige Kälte noch den stechenden Schmerz. Alles, was ich tat, war, um mein Leben zu rennen, und ich wurde erst auf den Boden der Tatsachen geholt, als ich mit voller Wucht über etwas Rundes stolperte und bäuchlings auf den harten Waldboden fiel.

Mein Kopf pulsierte und meine Handflächen schmerzten vom Aufprall. Ich musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass sich eine Reihe kleinster Kieselsteine unter meine Haut gebohrt hatten. Kurz verschwamm alles um mich herum. Die Bäume begannen sich zu drehen und vermischten sich zu einem Farbspiel aus Grün und Braun. Ich presste die Augen zusammen und stellte zu meinem Erleichtern fest, dass die Welt stehen blieb, nachdem ich sie wieder geöffnet hatte. Zu meinem Bedauern war nun auch der Schmerz realer als zuvor. Doch es half nichts. Ich musste weiter.

Stöhnend rappelte ich mich auf, wobei mein Blick auf das runde Etwas fiel. Das, was ich für einen Stein oder eine Wurzel gehalten hatte, war in Wirklichkeit ein menschlicher Schädelknochen. Ein Schrei entkam meiner Kehle. Der Schock ließ mich rückwärts taumeln. Mein Instinkt riet mir, zu fliehen, doch meine Beine trugen mich keinen Zentimeter voran.

Wie gebannt starrte ich auf den Schädel vor mir, dann auf das, was ihn umrandete. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich auf einer kleinen Lichtung stand. Tiefe Furchen zogen sich durch den Boden, die einen fünfeckigen Stern bildeten. Und ich stand genau in dessen Mitte. Sofort begann ich zu zittern. Doch es war nicht die Kälte, die diesen Reflex in mir auslöste, sondern meine eigene Angst. Ich spürte, wie sie durch meinen Körper schoss. Wie eiskaltes Wasser, das durch meine Venen gepumpt wurde. Die Rufe

wurden lauter. Er kam näher. Ich musste weiter oder er würde mich einholen.

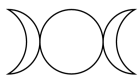
Mit einem Mal entzündete sich das Pentagramm und hohe Flammen hinderten mich am Gehen. Ich saß in der Falle. Panik stieg in mir auf. Es musste doch einen Ausweg geben. Hastig sah ich mich um, doch gab es nur die Flammen, mich und den Schädel, in dessen Augenhöhlen mit einem Mal tiefrote Flüssigkeit tropfte. Blut. Ich schaute nach oben, doch da war nichts. Ein weiterer Blick auf den Schädel, welcher nun mit einer roten Schicht überzogen war, und mir wurde übel. Instinktiv wanderte meine Hand zu meinem Mund, in der Hoffnung meinen Mageninhalt dort zu behalten, wo er hingehörte. Doch als ich meine Hand von den Lippen nahm, fand ich kein Erbrochenes, sondern Blut in ihr wieder. Mein eigenes Blut. Panisch versuchte ich nach Luft zu schnappen, doch es gelang mir nicht.

Meine Hand wanderte zu meinem Hals, an dem aus einer tiefen Schnittwunde Blut strömte.

Blut. Überall war Blut. Ich wollte schreien, doch mir entwich kein Ton. Stattdessen füllte sich mein Mund weiter mit dem metallischen Geschmack meines eigenen Blutes. Nach Luft röchelnd ging ich zu Boden. Im Kampf um etwas Sauerstoff füllte sich meine Lunge immer weiter mit der dicken Flüssigkeit. Ich drohte daran zu ersticken, wenn ich nicht zuvor schon verblutete. Die Flammen erloschen und ich sah gerade noch, wie ein Paar dunkle Stiefel in mein Blickfeld traten. Mit verschwommenem Blick sah ich zu der Person auf, doch meine Augen hatten sich mit zu vielen Tränen gefüllt, als dass ich etwas hätte erkennen können. Hilfe, formte ich, in einem weiteren verzweifelten Versuch, Luft zu holen, mit meinen Lippen. Das aufquellende Blut in meinem Rachen machte es mir unmöglich.

Immer und immer wieder schnappte ich nach Luft und jedes

Mal scheiterte ich aufs Neue. Panik trat in meine Augen, als ich realisierte, dass ich jetzt sterben würde. Eine letzte Träne lief mir die Wange hinab. Der strahlende Vollmond war das Letzte, was ich sah, dann wurde alles schwarz.



»Bree! Wach auf!«

Schreiend fuhr ich hoch. Es dauerte einen Moment, bis ich realisiert hatte, wo ich war. Ich lag in meinem Bett, in meinem neuen Zimmer in Glensbury, irgendwo westlich von London. Draußen war es noch dunkel, nur der Vollmond erhellte die sterneklare Nacht. Vor mir stand meine aufgebrachte Mutter, die mich fest an den Schultern gepackt hatte, um mich wach zu rütteln.

Ich sah sie an. Tränen strömten mir über die Wangen und instinktiv griff ich an meinen Hals. Nichts. Kein Blut, kein Schnitt. Ich hatte geträumt. Ich hatte nur geträumt.

Meine Mutter drückte mich tröstend an sich. »Hey, alles gut. Ich bin da. Du bist in Sicherheit«, sagte sie und wiederholte ihre Worte so oft, dass ich sie mit der Zeit gar nicht mehr richtig wahrnahm. Sie sagte nichts, stattdessen hielt sie mich einfach fest, während ich schluchzend in ihren Armen lag. Mit ihrer freien Hand strich sie mir beruhigend übers Haar. Genauso wie sie es früher getan hatte, wenn ich nach einem Albtraum mitten in der Nacht zu ihr ins Bett gekrochen war. Nur, dass meine Träume mittlerweile um Längen furchteinflößender und realer waren als damals.

Es fühlte sich an wie eine halbe Ewigkeit, in der ich nicht nur alle Tränen aufgebraucht, sondern auch das komplette Oberteil meiner Mutter durchnässt hatte.

Mein Schluchzen verwandelte sich in ein leises Schniefen. Schließlich richtete ich mich auf und wischte mir das Nass von

den Wangen. Meine Mutter reichte mir ein Taschentuch und ich schnäuzte mir die Nase. Besorgt strich sie mir durchs Haar. »Ich habe dich bis in mein Zimmer schreien hören. Alles in Ordnung, Schatz? War das wieder einer deiner Albträume? Willst du darüber reden?«

Ich schüttelte den Kopf. Das war das Problem, wenn die eigene Mutter Psychologin war. Nur weil sie beruflich ständig mit verstörten Teenagern zu tun hatte, dachte sie, dass jeder Mensch gern mit ihr über seine Probleme sprechen wollte. So war sie umso enttäuschter, wenn ich mich weigerte, schließlich war ich ihre Tochter.

Mein Blick wanderte zu dem kleinen digitalen Wecker auf meinem Nachtsch, welcher genau 03:26 anzeigte. »Kannst du hier bleiben? Nur falls ich ... falls ich wieder träume?«

Sie nickte. Still kuschelte sie sich zu mir unter die Decke und legte den Arm um mich. Ich schmiegte mich an ihre Schulter. Sanft strich sie mir durch mein blondes Haar, bis ich wieder einschlief. Dieses Mal ohne unerwünschte Albträume.

Als ich aufwachte, dämmerte es draußen. Meine Mutter schlief noch immer neben mir. Obwohl wir noch vor wenigen Stunden Arm in Arm eingeschlafen waren, lag sie nun von mir weggedreht auf der Seite. Mein Wecker würde in zwei Minuten klingeln, weshalb ich mich etwas verrenkte, um ihn rechtzeitig ausschalten zu können. Ich bemühte mich, meine Mutter dabei nicht aufzuwecken, was mir jedoch eher weniger gut gelang.

»Guten Morgen, Liebling«, murmelte sie noch ein wenig verschlafen. Langsam setzte sie sich auf und wischte sich über die müden Augen. Auch ihr mussten die Ereignisse von letzter Nacht wieder in den Sinn gekommen sein, denn sie musterte mich besorgt. »Wie geht es dir?«

Wie es mir ging? Beschissen. Doch würde ich das sagen, würde

ich entweder mit meiner Mutter ein Vieraugengespräch führen oder ab nächster Woche regelmäßig einen Therapeuten aufsuchen müssen.

»Gut«, log ich und ließ meine Beine über den Bettrand baumeln. Ich wusste, dass sie mir das kaum abnehmen würde, also schob ich noch eine Erklärung hinterher. »Es war nur ein blöder Albtraum, nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest. Ich erinnere mich schon fast gar nicht mehr daran.«

Auch das war gelogen. Ich konnte mich noch bestens an alles erinnern. An jedes Detail. Die Erinnerung an die Kälte verpasste mir immer noch Gänsehaut, während die Rufe des Fremden noch immer in meinem Ohr nachklangen. In meiner Kehle schmeckte ich das metallische Aroma von Blut, wenn ich nur daran dachte und der Geruch des Waldes zog hin und wieder noch durch meine Nase. Der Traum war so real gewesen, dass ich, würde ich jetzt nicht atmen, hätte schwören können, all das wäre wirklich passiert. Es wäre unmöglich, sich nicht an ihn zu erinnern.

Der sorgsame Blick meiner Mutter verriet mir, dass sie mir nicht glaubte, doch mein Blick sagte ihr, dass ich nicht weiter darüber reden wollte.

»Na schön, dann mache ich uns erst einmal Frühstück. Penny müsste auch demnächst aufstehen. Keine Sorge, sie hat nichts mitbekommen. Diese Frau schläft wie ein Stein. Willst du ein Ei?«

Ich nickte. An Tante Penny hatte ich noch gar nicht gedacht, dabei wohnten wir seit fast zwei Wochen bei ihr. Meine Mutter hatte ihr bei unserem Einzug versichert, dass wir uns so schnell wie möglich etwas Eigenes suchen würden, doch *schnell* bedeutete bei meiner Mutter oft das genaue Gegenteil. Tante Penny hatte uns natürlich versichert, dass wir so lange bleiben konnten, wie wir wollten. Unsere Anwesenheit kam ihr sogar ziemlich gelegen. Sie hatte sich erst vor Kurzem von ihrem Mann schei-

den lassen. Meine Mutter und ich waren also die perfekte Ablenkung.

Als ich geduscht hatte und mit noch leicht feuchtem Haar in die Küche kam, kratzte meine Mutter gerade das Ei aus der Pfanne. Es brachte mich zum Schmunzeln, denn sogar Spiegelei überschritt ihre Fähigkeiten in der Küche. Obwohl sie sonst in fast allem begabt war – Kochen war die Ausnahme. Nichtsdestotrotz aß ich ihre kulinarischen Pannen, wobei es ein Wunder war, dass ich noch nicht an einer Lebensmittelvergiftung gestorben war.

Etwas skeptisch beugte ich nun das Ei vor mir, dessen dunkle Farbe gleichermaßen von zu viel Hitze wie Pfeffer kam. Meiner Mutter zuliebe griff ich nach der Gabel und versuchte, das Schwarz etwas abzukratzen. Ich hatte mir gerade das erste Stück in den Mund geschoben, als es mir fast wieder hochkam. Schnell griff ich nach einer Serviette und spuckte es aus. Ich hatte mich auf eine kräftige Würze und einen verbrannten Geschmack eingestellt, doch dass meine Mutter es auch noch geschafft hatte, das Ei zu versalzen, war nicht nur eine Überraschung, sondern gleichzeitig eine wahre Meisterleistung »Du machst auch wirklich jedes Mal alles falsch, was man falsch machen kann.«

Meine Mutter lachte, wobei es ihr verging, als auch sie einen Bissen ihres Eis zu sich nahm. Angewidert sah sie mich an, schluckte ihre grausame Kreation aber dennoch irgendwie hinunter. Ihr Blick dabei war unbezahlbar. Jetzt war ich es, die leicht lachte, während sie nur angeekelt die Zunge herausstreckte. Zu unserem eigenen Schutz entschieden wir uns dann doch lieber für ein einfaches Nutella-Toast.

Mit fröhlichem Gesang kam Tante Penny die Treppen hinuntergeeeilt. Um genau zu sein, war sie gar nicht meine Tante, sondern die beste Freundin meiner Mutter. Die beiden waren wie

Schwestern und, selbst nachdem sie jahrelang hunderte Kilometer entfernt voneinander gewohnt hatten, unzertrennlich. Penny drückte mir einen Kuss auf die Wange, bevor sie sich ein Stück von meinem Ei klaute. Sicher dachte sie, sie würde mir damit einen Streich spielen, schoss sich damit aber eher ein Eigentor. Ich öffnete den Mund, um sie zu warnen, doch da war es bereits zu spät.

»O Gott, das ist ja scheußlich«, rief sie und spuckte es in eine Serviette. »Hast du das gemacht, Peyton?«

Ich prustete los. Meine Mutter verdrehte die Augen. »Ihr tut so, als wäre ich vollkommen unfähig.«

Wir beide sagten nichts, dafür warfen wir uns einen vielsagenden Blick zu. Meine Mutter schnaubte, dabei konnte ich genau erkennen, wie sie selbst schmunzelte.

»Sag mal, musst du nicht in die Schule, Bree?«, fragte Tante Penny und zeigte auf die Uhr. Alarmiert sah ich zu meiner Mutter, die ebenfalls nicht auf die Zeit geachtet hatte. Ohne ein weiteres Wort rannte ich die Treppe nach oben.

Mein Plan für die neue Schule war es, so wenig wie möglich aufzufallen, und das schaffte ich wohl kaum, wenn ich direkt an meinem ersten Schultag zu spät kam.

Als ich mir meine Tasche schnappte und mit einem letzten Blick in den Spiegel nach unten rasen wollte, hielt ich doch noch einmal kurz inne, um etwas Mascara aufzutragen. Wenn ich schon zu spät kam, konnte ich wenigstens gut aussehen. Nicht, dass es mich großartig interessiert hätte. Doch ich wusste, dass es meine Mitschüler interessieren würde. Nur weil ich innerlich ein Wrack war, musste man das ja nicht auf den ersten Blick sehen. Die makellose Fassade aufrechtzuerhalten war das A und O.

Zufrieden begutachtete ich meine voluminösen schwarzen Wimpern. Diese, sowie meine großen hellblauen Augen, hatte ich

meiner Mutter zu verdanken. Was das anging, hatte sie mir ein paar gute Gene vererbt. Ansonsten sah ich Peyton Carroll jedoch kaum ähnlich. Sie war groß und schlank, hatte glänzendes braunes Haar, schön gebräunte Haut und eine Schar Sommersprossen auf ihrem markanten Gesicht. Ich hingegen war gerade mal einen Meter und sechzig groß, hatte hellblondes Haar und, obwohl ich in den letzten Monaten mehrere Kilos abgenommen hatte, eher rundliche Gesichtszüge. Kurz gesagt: Ich sah aus wie mein Vater. Zumindest hatte das Tante Penny gesagt und sie musste es wissen, denn im Gegensatz zu mir kannte sie ihn.

»Bree!« Schnell wandte ich meinen Blick von meinem Spiegelbild ab und eilte die Treppen nach unten, wo meine Mutter schon an der Tür auf mich wartete. Hektisch schlüpfte ich in meine Jacke. Noch konnte ich das Wetter hier schlecht einschätzen und nachdem ich eine ziemliche Frostbeule war, sorgte ich lieber vor.

Meine Mutter sah mich mahnend an, woraufhin ich an ihr vorbei nach draußen in Richtung Auto raste.

Wenn uns jetzt jemand anhalten würde, wäre meine Mutter sicher ihren Führerschein los.

»Mum!«, ermahnte ich sie, als sie mit quietschenden Reifen auf dem Lehrerparkplatz zum Stehen kam. Ich konnte nur beten, dass uns keiner gesehen hatte. Die Chancen dafür standen allerdings recht gut, schließlich sollten sich Schüler und Lehrer zu dieser Zeit eigentlich im Klassenzimmer befinden. Mein Blick fiel auf das Schulgebäude, dessen dunkle Steinmauern wunderbar den alt-englischen Charme von ganz Glemsbury widerspiegelten. Die Saint Mary war mindestens genauso alt wie die Stadt selbst. »Müsstest du nicht schon längst drinnen sein?«

»Ja, müsste ich. Am ersten Arbeitstag zu spät zu kommen macht keinen guten Eindruck, oder?« Meine Mutter beugte sich quer über die Mittelkonsole, um nach ihrer Tasche zu greifen,

dann zog sie hektisch den Schlüssel aus der Zündung und stieg aus. »Findest du allein rein? Ich muss jetzt wirklich los. Viel Spaß, Liebling, bis später!«

Innerlich verdrehte ich die Augen. Natürlich würde ich Spaß haben. Es machte bekanntlich auch total viel Spaß, die Neue zu sein. Völlig zerstreut lief meine Mutter ums Auto herum und drückte mir einen Kuss auf die Wange. »Hab dich lieb!«

»Ich hab dich auch lieb, Mum!« Schmunzelnd schaute ich meiner Mutter hinterher, die auf ihren hohen Absätzen und schnellen Schritten ins Gebäude stakste. Das Lächeln verging mir, als mich das Klingeln zurück auf den Boden der Tatsachen holte. Meine Mutter war nicht die Einzige, die gerade zu spät kam.

Stirnrunzelnd studierte ich den Stundenplan, den ich mir gerade noch im Sekretariat abgeholt hatte. Die alte Sekretärin dort hatte sich so viel Zeit gelassen, dass ich froh sein konnte, wenn ich noch zur ersten Stunde erschien. Besonders, da ich hier nicht den Hauch einer Orientierung hatte. So gut mir die alte äußere Fassade auch gefallen hatte – von innen hätten sie die Schule ruhig etwas moderner einrichten können. Wären da nicht die weiß glänzenden Schließfächer zu meiner Rechten, hätte ich schwören können, dass ich mich direkt in den Schulgängen von *Hogwarts* befand. Und genau wie in *Harry Potter* besaßen auch die Türen hier keine Schilder. Ich seufzte, denn mir blieb wohl kaum etwas anderes übrig, als auf gut Glück an einer Tür zu klopfen. Ich hätte ja die Sekretärin gefragt, wüsste ich noch, wo das Sekretariat überhaupt war.

Nach kurzem Hin und Her entschied ich mich für die Tür ganz hinten im Gang. Ich atmete einmal tief aus und hob dann meine Hand, um zu klopfen, ehe ich vorsichtig meinen Kopf durch die Tür steckte. »Entschuldigen Sie die Störung, aber ich bin neu hier und suche den Kurs von Mr. Pearson.«

Ich hielt die Luft an. Rund fünfundzwanzig Augenpaare richteten sich in diesem Moment auf mich und musterten mich neugierig. Ich versuchte sie nicht zu beachten und richtete meine Aufmerksamkeit stattdessen auf den Lehrer vor mir, der seine Beine vom Pult baumeln ließ. Besser gesagt inspizierte ich seine Kleidung, denn eine Kombination von Sandalen, einer weiten Cordhose sowie einem viel zu großen kanariengelben Strickpulver hatte ich bisher nun wirklich noch nicht gesehen. Hinzu kamen seine kleine runde Brille und das dunkle verstrubbelte Haar, was mich abermals stark an *Harry Potter* erinnerte. Dem Tafelbild nach zu urteilen unterrichtete er Geschichte.

»Ahh, sie müssen Ms. Carroll sein!«, sagte er und sprang mit einem Satz vom Pult, sodass er kurz vor mir zum Stehen kam. Etwas überrumpelt zwang ich mich zu einem Lächeln und nickte. Der Lehrer klatschte einmal begeistert in die Hände. »Na, dann sind Sie hier goldrichtig! Willkommen zu englischer Geschichte! Ich bin Mr. Pearson.« Wieder lächelte ich etwas verkrampft. »Alle mal herhören: Das ist Gabriella Carroll. Ihre Mutter ist unsere neue Schulpsychologin und Gabriella wird ab diesem Schuljahr das Glück haben, unsere Schule zu besuchen.«

Noch war ich mir nicht sicher, ob ich hier wirklich von Glück sprechen konnte, doch Mr. Pearson grinste mich so begeistert an, dass ich gar nicht anders konnte, als etwas verkrampft zurück zu lächeln. »Nun, setzen Sie sich. Wir haben gerade nur besprochen, was dieses Schuljahr auf euch zukommen wird. Der spannende Teil kommt also erst noch.«

Immer noch darauf bedacht, die Blicke zu ignorieren, die mir zugeworfen wurden, suchte ich mir den letzten freien Platz aus und ließ mich dort nieder. Vierte Reihe, rechts, am Fenster. Kein schlechter Platz und der Typ vor mir war groß genug, sodass ich mich vor Mr. Pearson und seiner lebensfreudigen Art verstecken

konnte, mit der er wahllos irgendwelche Schüler aufrief und sie mit Fragen bombardierte. Geschichte war noch nie mein Fall gewesen und ich hatte letztes Jahr einiges an Unterricht verpasst, sodass mein Vorrücken in die Abschlussklasse nicht möglich gewesen war. Ich war nicht gerade traurig darüber, dass ich meine A-Levels erst nächstes Jahr absolvieren würde. Allerdings wurde mir jetzt erst richtig bewusst, *wie viel* ich wirklich aufzuholen hatte. Missmutig ließ ich mich in meinen Stuhl sinken und kramte Zettel und Stift hervor. Das konnte ja nur furchtbar werden.

Das Klingeln ließ mich jetzt schon zum dritten Mal an diesem Tag aufatmen. Mittagspause. Endlich. Den Geschichtsunterricht hatte ich gut überstanden. Entweder es lag an meiner Methode, mich hinter dem Schüler vor mir zu verstecken, oder Mr. Pearson war so freundlich, mich an meinem ersten Tag zu verschonen. So oder so graute es mir jetzt schon vor der nächsten Geschichtsstunde. Mathe verlief ebenfalls ganz gut, was hauptsächlich daran lag, dass der Lehrer genauso wenig Interesse an mir hatte wie ich an seinem Unterricht. Blieb nur noch Italienisch übrig, eines meiner schlechtesten Fächer.

»Ms. Carroll, hätten sie noch einen Moment?« Etwas verwundert schaute ich auf und nickte Mrs. Walsh zu, ehe ich meinen Block in meine Tasche packte und zu ihr ans Pult kam. Sie wartete, bis alle Schüler den Raum verlassen hatten, bevor sie sich zu mir umdrehte und sich kurz räusperte. »Ich weiß, dass Sie im vergangenen Schuljahr viel ... verpasst haben. Ihr Italienisch ist nicht schlecht, doch ich befürchte Sie hängen etwas hinterher.«

Ich schluckte einmal. Nicht, weil sie meine Sprachkenntnisse anzweifelte, sondern weil sie allem Anschein nach mehr über meine Vergangenheit wusste, als mir lieb war. »Das ist kein Problem. Ich bin mir sicher, wir kriegen das schnell wieder in den Griff. Unsere Schule bietet ein gutes Nachhilfeprogramm an.

Wenn sie wollen, dann kann ich Sie gern mit auf die Liste setzen.«

Immer noch etwas überrumpelt nickte ich. »Äh ja ... ja, das wäre nett.«

»Gut.« Mrs. Walsh lächelte mich zufrieden an. »Ach, und wenn Sie noch irgendwelche Fragen oder sonstige Anliegen haben, können Sie sich gern bei mir melden.«

Nickend wandte ich mich zum Gehen, blieb allerdings kurz vor der Tür noch einmal stehen. »Mrs. Walsh? Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo ich die Bibliothek finde?«

Wenige Minuten später saß ich an einem großen hölzernen Tisch im hintersten Teil der Bibliothek. Ich war nicht sonderlich scharf darauf, als Hauptattraktion des heutigen Tages in der Cafeteria aufzutauchen. Neugierige Augenpaare sah ich im Unterricht oft genug. Eigentlich hatte ich meine Italienisch-Notizen hervorgeholt, um die heutige Stunde noch einmal zu vertiefen, doch schon nach ein paar Minuten hatte ich angefangen, Muster an den Rand meines Blockes zu zeichnen.

Mrs. Walsh hatte recht, wenn sie sagte, dass ich mit meinem Italienisch etwas hinterher hing. Um genau zu sein, war ich eine Katastrophe auf zwei Beinen ... Zwar war es nicht das einzige Fach, in dem ich Lücken hatte, aber definitiv eine meiner größeren Baustellen. Allein in der ersten Stunde hatten wir Stoff behandelt, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Ganz zu schweigen von dem Wortschatz, den man hier benutzte.

Gedankenverloren kritzelte ich weiter auf dem Rand meiner Notizen herum, als ich plötzlich innehielt. Erschrocken zuckte ich zurück, wobei ich meinen Stift fallen ließ, nachdem ich erkannt hatte, *was* ich da eigentlich zeichnete. Direkt neben meiner neu erlernten Grammatik prangte ein Pentagramm. Das gleiche Symbol, das ich auch in meinem Traum gesehen hatte.



Kapitel 2

Dum spiro spero.
Solange ich atme, hoffe ich.

Die Enttäuschung stand meiner Mutter förmlich ins Gesicht geschrieben, nachdem ich ihr erzählt hatte, dass ich nicht direkt an meinem ersten Tag einen Haufen netter Leute kennengelernt hatte. Genau genommen hatte ich niemanden kennengelernt, was kaum verwunderlich war, schließlich hatte ich mich wortwörtlich in der Bibliothek versteckt, um möglichen Kontakt mit meinen Mitschülern zu vermeiden. Trotz des lieb gemeinten Ratschlags meiner Mutter, doch einmal auf meine Mitschüler zuzugehen, saß ich auch am darauffolgenden Tag lieber in der Bibliothek, als mich mit der Frage zu beschäftigen, an welchen Tisch in der Cafeteria ich mich setzen sollte. Meine Mutter durfte sich nun wirklich nicht beschweren, schließlich nutzte ich meine freie Zeit, um meine Nase in ein Buch zu stecken, was nebenbei auch der ideale Wink mit dem Zaunpfahl für *Bitte nicht stören* war. Ich wollte keine neuen Freunde.

Quer auf dem Tisch vor mir verteilt lagen ein paar Mitschriften, die ich allesamt im gestrigen Geschichtsunterricht verfasst hatte. Die Gründung Großbritanniens hatte mich noch nie wirklich interessiert, auch wenn sie das vielleicht sollte. Wenn überhaupt beschäftigte ich mich mit geschichtlichen Ereignissen wie

dem Konflikt zwischen Maria Stuart und Königin Elizabeth I. oder mit Anne Boleyn, der zweite Frau König Henrys VIII., die tragischerweise ihren Kopf verloren hatte. Wobei ich auch hier definitiv Serien wie *Reign* oder *Die Tudors* den Geschichtsbüchern vorzog.

Mit einem frustrierten Seufzer musterte ich meine Unterlagen. Wie sollte ich das Schuljahr überstehen, wenn ich schon am zweiten Tag hoffnungslos hinterher hing? Ich wollte dieses Jahr auf keinen Fall wiederholen.

Gerade wollte ich meine Blätter wieder einpacken, als das Licht plötzlich zu flackern begann. Mit zusammengezogenen Augen sah ich mich um, doch außer mir war niemand hier. Nur ein weiteres Anzeichen dafür, dass diese Schule wohl schon vor Christus erbaut worden war. Mein Blick glitt erschrocken zum Fenster, das mit einem Mal aufschwang, nachdem ein starker Windzug dagegen schlug. Draußen hatten sich mit einem Mal dunkle Wolken vor die Sonne geschoben. Der Vorhang wehte über meinen Tisch und riss dabei die Hälfte meiner Blätter zu Boden. Verärgert erhob ich mich, um das Fenster wieder zu schließen und den Vorhang an Ort und Stelle zu befördern. Gerade war keine einzige Wolke am Himmel zu sehen gewesen und jetzt das.

Seufzend bückte ich mich und hob meine Blätter auf, die kreuz und quer auf dem Boden verteilt lagen, als das Licht für eine Sekunde komplett erlosch. Kurz glaubte ich ernsthaft, mein Herz würde stehen bleiben, denn als das Licht wieder anging, stand mit einem Mal ein Junge vor mir, meine heruntergefallenen Notizen in seiner Hand. Erschrocken taumelte ich ein paar Schritte zurück, wobei ich beinahe über meine eigene Tasche gestolpert wäre.

»Entschuldige, hab ich dich erschreckt?«

Mit immer noch pochendem Herzen nickte ich.

»Das war nicht meine Absicht. Das Licht spielt hier manchmal

etwas verrückt«, er warf einen Blick nach draußen, wo jetzt wieder die Sonne schien, »und das Wetter auch.«

Immer noch etwas perplex musterte ich ihn. Mit seinem dunkelblonden Haar, den stechend grünen Augen und den dichten Brauen war er ziemlich attraktiv. Seinen Rucksack hatte er sich lässig über die Schulter geworfen und auf seinen Lippen trug er ein Lächeln, das eindeutig zeigte, dass er genau wusste, wie gut er aussah und dass ihm nicht entging, dass ich ihn immer noch anstarrte. Kurz räusperte ich mich und richtete meinen Blick auf die Blätter in seiner Hand, die er mir jetzt reichte. »Danke.« Irgendwie kam es mir unhöflich vor, mich in diesem Moment nicht vorzustellen. »Ich bin Bree. Ich bin neu hier.«

Er grinste, wobei seine weißen Zähne für einen Moment aufblitzten. »Ich weiß.«

»Belästigst du mal wieder unschuldige Neulinge, Ray?«, rief plötzlich eine weibliche Stimme vom anderen Ende der Bibliothek. Jetzt kannte ich jedenfalls auch seinen Namen.

Rays Grinsen verschwand so schnell aus seinem Gesicht, wie es gekommen war, und obwohl seine Worte ziemlich lässig klangen, bildete ich mir ein, etwas Anspannung herauszuhören. »Hast du nichts Besseres zu tun, als mir hinterher zu spionieren, Kaylee?«

Ein dunkelhaariges Mädchen kam auf uns zu gelaufen, das ich ziemlich sicher schon mal in einem meiner Kurse gesehen hatte. Ihr glänzendes braunes Haar sowie ihre makellose olivfarbene Haut hatte ich mir gemerkt, denn sie erinnerte mich irgendwie an meine Mutter.

»Träum weiter. Ich versuche lediglich, die Ärmste hier vor dir zu schützen.«

Mit zusammengekniffenen Augen fixierte sie Ray, dessen Gesichtsausdruck mittlerweile wieder dieselbe Überheblichkeit ausstrahlte wie noch ein paar Sekunden zuvor. Ich sah einen

seiner Mundwinkel nach oben zucken, was ich als kein gutes Zeichen interpretierte.

»Ach komm, du bist doch nur eifersüchtig.«

»Fick dich, Ray.« Daraufhin musste er nur schmunzeln und Kaylees Brauen zogen sich noch ein Stückchen weiter zusammen, falls das denn überhaupt möglich war. Ein düsterer Schatten lag jetzt auf ihrem Gesicht. Dabei verriet allein ihr Tonfall, dass an seinen Worten etwas dran war und sie lockte Ray ein triumphierendes Grinsen auf die Lippen.

»Wir sehen uns, Bree«, sagte er und verschwand mit einem letzten Blick auf Kaylee, die mit verschränkten Armen und wütendem Gesichtsausdruck an meinem Tisch lehnte, aus der Bibliothek.

»Arschloch«, zischte sie, was Ray sicherlich noch gehört hatte, und drehte sich dann zu mir. »Darf ich vorstellen: Raymond Chadwick. Hauptberuflich Vollidiot und hobbymäßig Oberarschloch.«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen und als wir uns ansahen, bemerkte ich, wie sich auch ihr ein Lächeln auf die Lippen schlich.

»Dein Ex?«, fragte ich, denn es lag wohl auf der Hand, dass die beiden nicht nur flüchtige Bekannte waren. Für diese Erkenntnis brauchte man nicht sonderlich viel psychologisches Wissen.

Kaylee nickte einmal kurz und verzog daraufhin das Gesicht. »So offensichtlich?«

»Offensichtlicher geht es gar nicht.«

Sie musste lachen. »Na super.«

Kurz spürte ich ihren musternden Blick auf mir. »Du bist Gabriella Carroll, richtig?«

Jetzt war ich es, die nickte. »Das hat sich ja schnell rumgesprochen. Bree reicht völlig.«

Sie glückte einmal begeistert, ehe sie sich mit einem eleganten

Satz auf den Tisch setzte und ihre langen Beine hinab baumeln ließ. Ihre Füße waren kurz davor, den Boden zu streifen, meine würden in dieser Position vermutlich meterweit in der Luft hängen.

»In Glemsbury spricht sich alles schnell rum. Wir sind eine kleine Stadt, in der zwar allerhand merkwürdige Dinge passieren, aber neue Leute ziehen hier nie her. Etwas frischer Wind in der Nachbarschaft verwandelt sich da schnell mal in einen tosenden Sturm aus Klatsch und Tratsch.« Sie zuckte mit den Schultern. »Außerdem ist es nicht gerade gewöhnlich für Neulinge, sich in der Bibliothek zu verstecken. Solltest du nicht lieber in der Cafeteria nach Freunden suchen?«

Skeptisch zog ich eine Augenbraue in die Höhe. Ich wusste nicht, ob ich mich geschmeichelt oder gestalkt fühlen sollte, da sie mich allem Anschein nach die letzten Tage über beobachtet hatte. »Ich verstecke mich nicht in der Bibliothek.«

Kaylee grinste. »Ist klar.«

Die Ironie in ihrer Stimme ließ mich schnauben. »Du klingst wie meine Mutter. Als wäre es das oberste Gebot, an einer neuen Schule so schnell wie möglich Anschluss zu finden. Ich bin nicht sonderlich scharf auf neue Freunde.«

»Hm.« Kaylee schwieg für einen Moment, als würde sie ernsthaft über etwas nachdenken müssen, dann breitete sich ein ironisches Lächeln auf ihren Lippen aus. »Blöd nur, dass du jetzt schon eine Freundin hast.«

»Ach ja? Und wen bitte?«

Sie verdrehte die Augen. »Na, mich natürlich! Und bevor du jetzt etwas dagegen einzuwenden hast, sag ich dir, dass sich daran nichts rütteln lässt. Ich bin eine tolle Freundin und verschlossene Einzelgänger sind genau mein Ding.«

Sie zwinkerte mir zu, doch ich zog nur eine Braue in die Höhe.

Vermutlich sollte ich mich freuen, dass sie meine Freundin sein wollte, würde das nicht voll und ganz gegen meinen *Ich-suche-mir-keine-neuen-Freunde*-Plan verstoßen. Denn um mit jemandem befreundet zu sein, musste man die Person an sich heranlassen und genau das machte einen verletzlich. Etwas, das ich im Moment wirklich nicht gebrauchen konnte.

»Hör zu, ich weiß dein Angebot wirklich zu schätzen, aber –«

»Das ist kein Angebot«, unterbrach sie mich. »Das ist eine beschlossene Tatsache.«

»Du kennst mich doch gar nicht«, entgegnete ich. Sie konnte doch nicht einfach hier reingeschneit kommen und mich zu ihrer neuen Freundin ernennen. »Vielleicht magst du mich ja gar nicht.«

Kaylee spitzte die Lippen. Ihre Finger trommelten in einem gleichmäßigen Rhythmus auf den Tisch, was mich irgendwie beunruhigte. »Da ist was dran. Dann finden wir es eben heraus.«

»Wir finden was heraus?«

Mit einem Schnalzen sprang sie vom Tisch und sah mich mit einem mahnenden Blick an, den mir auch meine Mutter immer zuwarf, wenn ich ihr etwas erzählte und sie genau wusste, dass es gelogen war. »Ob ich dich mag natürlich!«

Sie ging um den großen Tisch herum und ließ sich auf eine große weinrote Sitzbank fallen, die zwischen Fenster und Torbogen eingebaut war. Ihre Füße legte sie auf einen herangezogenen Stuhl und deutete mit ihrer Hand auffordernd neben sich. »Na, komm schon. Ich kann dich wohl schlecht kennenlernen, wenn du dich nicht mit mir unterhältst.«

»Ich denke nicht, dass das eine gute Idee ist.«

Sie verschränkte trotzig die Arme vor der Brust. »Du kannst mir nicht erzählen, dass du keine Freunde willst.«

Doch, genau das wollte ich.

»Ich beiße auch nicht, versprochen. Großes Ehrenwort!« Wie

zur Bestätigung hob sie eine Hand in die Höhe und legte die andere auf ihrem Herzen ab.

Seufzend ließ ich meine Blätter, die ich immer noch in der Hand hielt, samt Block in meiner Schultasche verschwinden und setzte mich zu ihr auf die Sitzbank, die im Übrigen ziemlich bequem war. Anders würde ich sie wohl kaum loswerden.

Zufrieden lächelte Kaylee mich an. Sie war eine dieser aufgeschlossenen Personen, denen man ihre Aufdringlichkeit mit einem Blick in ihr strahlendes Gesicht sofort verzeihen konnte. Mit diesem Lächeln konnte ich mir kaum vorstellen, dass sie überhaupt mit irgendwem jemals Streit haben könnte. Nun ja, außer mit Ray natürlich, davon war ich schließlich bereits ganz ungewollt Zeugin geworden. »Also, erzähl mal. Du bist aus Liverpool, richtig? Wie seid ihr auf die Idee gekommen, nach Glemsbury zu ziehen? Ist ja nichts gerade der belebteste Ort hier.«

Ich biss mir auf die Lippen. Natürlich musste sie diese Frage zuerst stellen. Ein Glück, dass ich mir schon vor unserem Umzug eine passende Antwort zurechtgelegt hatte. Keine Lüge, aber eine etwas verdrehte Wahrheit. »Meine Mum kommt ursprünglich von hier. Sie ist damals nur wegen meines Vaters nach Liverpool gezogen und nachdem er uns verlassen hat, wollte sie schon lange wieder zurück in ihre alte Heimat ziehen. Leider hat sie ewig keinen Job bekommen, bis hier eine neue Schulpsychologin gesucht wurde. Also sind wir umgezogen.«

»Oh.« Kaylee sah ein wenig betreten zu Boden. »Das tut mir leid.«

»Wegen meines Vaters oder des Umzugs? Das muss dir nicht leidtun – beides nicht.« Wie um meine Worte zu unterstreichen, schüttelte ich mit dem Kopf, da sie immer noch diesen mitleidigen Gesichtsausdruck hatte, den ich schon viel zu oft gesehen hatte und den ich zutiefst verabscheute. »Wirklich nicht. Ich

kannte ihn kaum. Und meine Mum und ich kommen auch ganz gut allein zurecht.«

Ich zuckte einmal mit den Achseln. Wenn es um meine Vergangenheit ging, war mein Vater ein Thema, über das ich noch mit am besten sprechen konnte. Meine Eltern waren jung gewesen, sie hatten sich verliebt, meine Mutter war schwanger geworden und mein Vater hatte die Flucht ergriffen. Mehr gab es dazu nicht zu sagen. Ziemlich trocken, doch ich würde keinem Mann hinterhertrauern, der mich verlassen hat, bevor ich ihm überhaupt hätte hinterherlaufen können.

Sie nickte, fragte jedoch zum Glück nicht weiter. Denn auch wenn es mir nichts ausmachte, über meinen fahnenflüchtigen Vater zu sprechen, war meine Vergangenheit in Liverpool im Allgemeinen kein Thema, das ich gern mit Fremden – oder überhaupt irgendwem – teilte.

»Ihr wohnt doch bei Penelope Caldwell, richtig?«

»Sag mal, verfolgst du mich?«, fragte ich halb scherzend, halb ernst. Etwas merkwürdig war es doch, dass sie meinen genauen Wohnort kannte.

»Kleine Stadt«, erinnerte sie mich. »Und vielleicht kenne ich Penny auch schon mein ganzes Leben lang. Sie hat mir erzählt, dass ihr kommt.«

Verblüfft sah ich sie an. »Du kennst meine Tante Penny?«

»Dass sie deine Tante ist, hab ich nicht gewusst. Ich dachte, Penny hätte keine Geschwister. Aber ja, ich kenne sie. Wir sind Nachbarn und sie hat früher immer auf mich aufgepasst, wenn meine Eltern nicht zu Hause waren«, erklärte sie.

Mein Mund formte ein stilles *Oh*.

Für einen kurzen Moment wunderte es mich, dass ich Kaylee in den letzten Tagen noch nicht gesehen hatte, obwohl sie allem Anschein nach in meiner Straße wohnte. Andererseits hatte ich

mich auch noch kein einziges Mal vor die Tür getraut, seitdem ich in Glemsbury wohne. Vielleicht war es da doch kein Wunder, dass ich sie zuvor noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Dass Penny früher nie auf mich hatte aufpassen können, als ich noch klein gewesen war, bedauerte ich ein wenig. Für einen Abend schnell babysitten war kaum möglich, wenn man über dreihundertachtzig Kilometer entfernt voneinander wohnte. »Um genau zu sein, ist Penny auch nicht meine Tante. Sie ist seit dem Kindergarten die beste Freundin meiner Mutter. Und da meine Mutter auch keine Geschwister hat, ist Penny die einzige Tante, die ich je hatte. Wir sind nur vorläufig eingezogen, bis wir etwas Eigenes gefunden haben.«

»Ich wette, Penny hat euch versichert, dass ihr so lange bei ihr wohnen könnt, wie ihr wollt.«

Ich nickte.

Begeistert klatschte Kaylee in die Hände. »Ich wollte schon immer eine Nachbarin zur Freundin haben. In unserer Straße wohnen sonst nur so schrecklich alte Leute. Und die meisten von ihnen sind auch noch echt schräg.«

Es hatte keinen Zweck ihr zu sagen, dass wir noch lange keine Freunde waren.

»Gegenüber von euch zum Beispiel. In dem schicken großen Haus mit den roten Backsteinen und den Hortensien im Vorgarten wohnt Anne Winchester. Sie ist eine sonderbare Frau, ungefähr Anfang neunzig und hat eine Vorliebe für Katzen. Soweit ich weiß, hat sie sechs Stück und sie hat sie alle nach Mitgliedern des Königshauses benannt.«

»Sie hat ihre Katzen nach Mitgliedern des Königshauses benannt?«, wiederholte ich mit hochgezogener Braue. Irgendwie schien mir das merkwürdiger als die Zahl ihrer Haustiere.

Kaylee nickte bekräftigend. »Elizabeth, Phillip, George, William, Harry und Diana. Harry hat sogar rotes Fell.«

Ich kicherte. Auf die Idee musste man erst einmal kommen. Wer kaufte sich denn eine Katze mit rotem Fell, in der Absicht, sie Harry zu taufen? »Du veräppelst mich doch.«

Schnell hob sie die Hände in die Luft. »Würde ich niemals! Harry ist super zutraulich, aber vor Elisabeth musst du dich in Acht nehmen. Sie ist eine ziemliche Kratzbürste.«

Kopfschüttelnd sah ich sie an, dann musste ich lachen. Es dauerte nicht lange, da stimmte Kaylee in mein Lachen ein.

Die Erkenntnis traf mich in dem Moment, in dem Kaylee sich die Tränen aus den Augenwinkeln wischte.

Ich mochte sie.

Der kurze unbeschwerte Moment war vorüber und mein Lachen verstummte. Wie hatte sie es geschafft, innerhalb von kürzester Zeit eine Verbindung zu mir aufzubauen, die ich um alles in der Welt nicht aufbauen wollte?

Meine Mutter würde sie vermutlich als ein Geschenk des Himmels bezeichnen. Sie und ich passten zusammen wie die Faust aufs Auge. Sie, die extrovertierte, aufgeschlossene Schönheit mit dem perfekten Lächeln und ich, die introvertierte, menschen-scheue Neue mit tragischer Vergangenheit. Wenn das nicht mal eine Freundschaft war, wie sie im Buche stand. Alle Klischees erfüllt.

Und doch war da meine innere Stimme, die mir riet, mich nicht direkt auf jemand Neues einzulassen, der mich letztendlich genauso verletzen würde, wie meine letzten Freunde es getan hatten. »Warte mal ... Penny hat dich aber nicht auf mich angesetzt, oder?«

Sofort kam die Skepsis wieder in mir hoch und ich verfluchte mich dafür, mich überhaupt zu ihr gesetzt zu haben.

Abwartend sah ich sie nun an. Doch anstatt, dass sie mir hektisch das Gegenteil beteuerte, lachte sie nur. Mein kurzes Misstrauen wandelte sich schnell in Verwirrung. »Sie hat mir gesagt, dass du nicht leicht zu knacken bist. Aber dich zu meiner Freundin zu machen, war *meine* bescheidene Idee. Du hättest mein Gesicht sehen sollen, als sie mir erzählt hat, dass du genauso alt bist wie ich und obendrein noch ein weibliches Wesen. Ich hab mich ziemlich gefreut.«

»Gibt es nicht etliche Mädchen in unserem Alter in Glemsbury?«, fragte ich. Schließlich war es ja nicht so, als wäre Kaylee die einzige weibliche Siebzehnjährige weit und breit. Das Städtchen war zwar klein, jedoch nicht so klein, als dass man keine Gleichgesinnte finden würde. Fragend sah ich sie also an. Sie mochte vielleicht meine einzige Chance auf eine Freundin sein, ich aber doch sicher nicht ihre.

»Schon, aber die meisten hier sind ... gewöhnungsbedürftig«, meinte sie und zog kurz die Nase kraus. »Viele haben leider das schrecklich große Bedürfnis dazuzugehören – ich nicht. Zumindest nicht um jeden Preis und schon gar nicht, wenn der Preis Adriana Crawford heißt. Wir sind nicht sonderlich gut aufeinander zu sprechen.«

Das widerlegte meine Theorie, Kaylee könnte mit ihrem Zahnarztwerbungs-lächeln allem Streit aus dem Weg gehen, endgültig. Etwas überrascht hob ich eine Braue. Zum Nachfragen blieb mir nicht sonderlich viel Zeit, denn sie räusperte sich und nahm dann wieder das Wort auf. »Aber egal. Ich will nicht, dass du nur wegen meiner persönlichen Sperezien voreingenommen bist. Glemsbury ist toll und die Leute sind auch alle wirklich ziemlich nett. Na ja, bis auf ein paar Ausnahmen.«

Ich musste schmunzeln. Und wie sie wollte, dass ich Adriana gegenüber voreingenommen war, sonst hätte sie ihren Namen gar

nicht erst erwähnt.

»Wie auch immer, du wirst bestimmt selbst schnell herausfinden, was ich meine. Welchen Kurs hast du jetzt?« Noch wusste ich jedenfalls überhaupt nicht, was sie meinte, doch es sah so aus, als würde sie nicht weiter darauf eingehen wollen. Andernfalls hätte sie wohl kaum das Thema gewechselt.

Ich streckte mich nach meinem Rucksack aus und zog ihn zu uns rüber, um meinen Stundenplan hervorzuholen.

»Ich hab jetzt gleich Kunst«, sagte ich dann und steckte den Plan wieder zurück.

»Oh, primal!« Kaylee klatschte begeistert in die Hände. »Dann haben wir einen Kurs zusammen. Es gibt nämlich nur einen Kunstkurs. Die meisten haben Musik gewählt. Ich hatte schon befürchtet, du gehörst auch dazu.«

Fast hätte ich gelacht, denn musikalisch war ich nun wirklich nicht. Meine musische Ader betraf allein die Malerei. Ich zeichnete und malte für mein Leben gern und bekam manchmal einen Tobsuchtsanfall, wenn jemand den Unterschied dazwischen nicht kannte. Ich hoffte inständig, Kaylee kannte ihn, sonst war diese Freundschaft definitiv zum Scheitern verurteilt.

»Wollen wir gehen? Die Pause ist sowieso gleich vorbei. Ich zeig dir den Weg. Die Gänge schauen am Anfang nämlich noch alle ziemlich gleich aus.«

Sie erhob sich von der Sitzbank und bedeutete mir, ihr aus der Bibliothek zu folgen. Sie hatte recht, denn die Gänge sahen wirklich alle gleich aus. Überall das gleiche bräunliche Steinmuster, große hölzerne Türen und weiße Spinde. Wir liefen die Treppen hinauf und bogen dann direkt links ab. Zwei Türen weiter hatte ich den Weg jedoch schon wieder vergessen. Ich hatte die Orientierung eines Wurms und sogar der konnte sich seinen Weg vermutlich besser merken als ich.

»Hast du dich jetzt eigentlich damit abgefunden?«, fragte Kaylee und blieb vor einer großen dunklen Tür stehen.

»Womit?«

»Na, damit, dass du meine Freundin bist.«

»Hast du denn herausgefunden, ob du mich magst?«

Sie grinste und griff nach der schweren Türklinke. Für einen Moment dachte ich, sie würde einfach hineingehen, ohne mir eine Antwort zu geben, doch bevor sie die Tür öffnete, drehte sie sich noch einmal zu mir um, wobei ihr glänzendes braunes Haar in perfekten Wellen über ihre Schultern fielen und ihre blauen Augen für einen Moment zu glitzern schienen. Sollte diese Freundschaft wirklich andauern, dachte ich mir, dann würde ich Kaylee einmal malen müssen. Sie war das perfekte Porträt.

Ich würde sie unter dem Titel *Vollkommen* malen. Zumindes hätte ich das *früher* getan. Früher, als ich mich noch getraut hatte, einen Pinsel in die Hand zu nehmen. Das letzte Mal, dass ich wirklich gemalt oder gezeichnet hatte, war mittlerweile schon fast ein Jahr her. Die Kunst war immer mein Ventil gewesen, mein Zufluchtsort, meine Rettung. In sie steckte ich all das, was ich nicht laut aussprechen konnte. Alles, was in mir war und mich bewegte. Zumindes hatte ich das *früher* getan, bevor mein Leben von heute auf morgen den Bach hinuntergelaufen war. Jetzt tat ich es nicht mehr, denn man konnte nicht malen, wenn man leer war.

»Ist das denn nicht offensichtlich?« Ihre Worte holten mir ein zaghaftes Lächeln auf die Lippen und – schlimmer noch – ich erwischte mich dabei, wie ich froh darüber war, dass Kaylee mich mochte.